

Harry Friebel

Rebecca Jordan-Young/Katrina Karkazis, 2020: *Testosteron. Warum ein Hormon nicht als Ausrede taugt*. München: Carl Hanser Verlag. 383 Seiten. 25,00 Euro

Testosteron ist das wichtigste männliche Geschlechtshormon. Es wird hauptsächlich in den Hoden gebildet und in geringen Mengen bei Mann und Frau in den Nebennieren produziert. Doch fast alle geschlechtsspezifischen und naturalisierenden Zuschreibungen für dieses Hormon polarisieren. Auch in der wissenschaftlichen Literatur wird um die Meinungsführerschaft mit häufig zweifelhaften Methoden, Annahmen und Schlussfolgerungen gestritten. Die Autorinnen Rebecca Jordan-Young und Katrina Karkazis nennen das „T-talks“. Besonders beliebt sind „T-talks“ zur „natürlichen“ Legitimation männlicher Dominanznarrative.

Jordan-Young (Medizinsoziologin an der Columbia University) und Karkazis (Kulturanthropologin und Bioethikerin an der City University in New York) nehmen in ihrem Buch *Testosteron. Warum ein Hormon nicht als Ausrede taugt* Leserinnen und Leser mit auf eine differenzierte Forschungsreise in die wissenschaftlichen Annahmen und Schlussfolgerungen über Testosteronmythen. Es geht ihnen darum, diese Mythen zu entlarven und aufzuzeigen, dass dieses Sexualhormon keinen wissenschaftlich fundierten Anlass bietet für Sexismus und männliche Überlegenheitsbotschaften.

„T-talk“ diene und dient auch in der Wissenschaft, so die Autorinnen, als Steigbügelhalter für soziale, sexistische, rassistische und biopolitische Mutmaßungen, Fehldeutungen und Behauptungen über die „Wunderdroge“ Testosteron. Im Stile einer Metaanalyse durchforsten sie Hypothesen, Klassifikationen, Methoden, Analysen und Befunde zahlreicher Studien zum Thema und ziehen eine verallgemeinerungsfähige „Lehre“ über das Verhältnis von Macht und Testosteron: „Es zeigt uns, wie man Theorien auf die Beine helfen kann, indem man Daten unter den Tisch fallen lässt, und wie man Daten auf die Beine helfen kann, indem man den Schwerpunkt von Theorien verschiebt“ (S. 147). Dieser methodenkritische Schlüsselsatz der Arbeit kumuliert dann in der folgenden Kritik an den Autoren der „T-talks“: „Sie behandeln T also als eine flexible Erklärungsressource, die man verwenden oder ausklammern kann, je nachdem, ob sie das eigene Narrativ unterstützt oder nicht“ (S. 148).

Rebecca Jordan-Young und Katrina Karkazis eröffnen in sehr übersichtlicher Weise ihre Arbeit mit einer praxisbezogenen Einleitung und einem spannenden Exkurs über die Vielzahl Testosterons als Steroidhormon: „Es gibt nicht nur ein Testosteron: T hat viele Formen“ (S. 45). Nachfolgend werden dann mit den sozialwissenschaftlichen Forschungsgütekriterien Zuverlässigkeit, Gültigkeit und Repräsentativität wissenschaftliche Grundannahmen in verschiedenen Themenbereichen grundlegend neu überdacht. Angefangen beim testosterongestützten Eisprung (Kapitel 2), über Fragen rund um Testosteron und vorwiegend männliche Gewalt (Kapitel 3), Macht (Kapitel 4) und Risikobereitschaft (Kapitel 5) bis zu Elternschaft – dabei besonders Vaterschaft

(Kapitel 6) – und Sport (Kapitel 7) werden wissenschaftliche Grundannahmen verschiedener Studien kritisch diskutiert, verschiedene Lesarten von Fakten und Klassifikationen eingeführt und willkürliche Schlussfolgerungen kritisiert.

Die Autorinnen zeigen dabei Studie für Studie, wie „T als Variable zurechtgebogen“ (S. 148) wird, wie Testosteronforschung im engeren Sinne und die Hormonforschung im weiteren Sinne als „willkommene Hilfsmittel zur Konstruktion von Gender betrachtet [werden], aber hier haben wir gezeigt, dass Hormone auch Ethnizität, bzw. ‚Rasse‘ und soziale Schicht hervorbringen“ (S. 128). Und: „Die Hormonforschung fördert diesen Wiederaufstieg biologistischen Denkens“ (S. 128).

Rebecca Jordan-Young und Katrina Karkazis weisen eindrücklich nach, dass ein Großteil dieser Forschungen über Testosteron und Hormone einer Ideologie vom Wesen der Männlichkeit dient, nach der „T nicht nur potent, sondern omnipotent ist. Das ist magisch“ (S. 21). Damit kritisieren sie die diesen Studien zugrunde liegende, aber versteckte Sozialtheorie, die „uns kollektiv von jeder Verantwortung freispricht, etwas falsch gemacht zu haben: Es liegt nicht an uns – es liegt an T“ (S. 320). Sie verweisen zusammenfassend auf die Untrennbarkeit zwischen der Materialität des Hormons Testosteron und sozial-kulturellen Zuschreibungen: „T ist durch und durch Naturkultur“ (S. 307).

Seit Mitte der 1970er-Jahre arbeite ich am Thema Aggressivität und Gewalt.¹ Ich wäre damals froh gewesen, eine solche kritische Abhandlung zur Testosteronforschung lesen zu können – sowohl für mich als auch für meine Studierenden. Diese Publikation gehört in die Regale nicht nur der sozialwissenschaftlichen, sondern auch der naturwissenschaftlichen Fachbibliotheken. Es ist den beiden Autorinnen gelungen, diese Mehrebenenanalyse spannend zu schreiben. Etwas schwierig kann dieser Lesestoff für jene werden, die das Regelwerk der sozialwissenschaftlichen Gütekriterien (Zuverlässigkeit, Gültigkeit, Repräsentativität) nicht verinnerlicht haben. Doch ohne die präzisen methodischen und methodologischen Diskurse hätten die Argumente der Autorinnen keine exakte Beweisführung gehabt.

Insbesondere zwei Themenbereiche in der Publikation haben mich wegen der differenzierten Argumentation und des Angebots unterschiedlicher Lesarten von „Fakten“ vollauf überzeugt: einerseits die Abhandlung über Testosteron und Sport und andererseits die über Elternschaft – insbesondere Vaterschaft – und Testosteron. Dazu im Telegrammstil – zwecks Leseanimation – zwei Zitate:

- Zu Testosteron und Sport: „Studien über T-Werte bei Sportlern zeigen keine konsistenten Beziehungen zwischen Testosteron und Leistung“ (S. 242).
- Zu Vaterschaft und Testosteron: „Verhaltensweisen [von Vätern, Anm. H. F.], die zu hohen beziehungsweise zu niedrigen T-Werten führten, seien *Konkurrenz* und *Fürsorge*“ (S. 232; Hervorh. im Original).

1 Meine erste Buchveröffentlichung habe ich 1976 zum Thema „Aggressivität und Gewalt“ vorgelegt. Ich mutmaßte damals noch die Geschlechterkategorie als reine Zählkategorie mit Prozentwerten und habe einen weiten Bogen um die m. E. schon damals verstörende maskulinistisch auftretende Testosteronforschung gezogen.

Die Autorinnen arbeiten klar und differenziert heraus, dass es einfache Antworten auf Fragen zur Bedeutung von Testosteron nicht gibt. Erst ein Heraustreten der Testosteronforschung aus dem starren Begriffsrahmen der Maskulinität macht weitere Einsichten und Erklärungen über dieses Hormon möglich.

Zur Person

Harry Friebel, Prof. Dr. habil., Universität Hamburg und FH „Rauhes Haus“, Hamburg. Arbeitsschwerpunkte: Sozialpsychologie, Gender-, Männer- und Jungenforschung, Bildungsbiografien. E-Mail: friebelh-projekte@mailbox.org